P. O. germ.
769 bm

P. O. germ.
769 bm

Bemerkungen

Digitized by Google

<36636817910016 S

<36636817910016

Bayer. Staatsbibliothek

Bemerkungen

über des

Herrn v. Kotzebue

neueſten Roman:

Das

merkwürdigſte Jahr

meines Lebens.

1802.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Die Erſcheinung des neuen Kotzebu'iſchen Werkes hat ganz Deutſchland gleichſam elektriſirt, und da der Verfaſſer es auch ins Franzöſiſche und Engliſche (und vielleicht ſogar ins Ruſſiſche und Tartariſche) überſetzen ließ, ſo dürfte der elektriſche Schlag wohl auch bis an die Temſe und Seine und (wenn obige Vermuthung zutraf) bis an die finſtere Tura und die majeſtätiſche Wolga hin gewirkt haben.

Ein Mann von ſolchem Rufe nach Siberien geſchickt, und mit Gnaden und Belohnungen wieder ins Vaterland zurück gekehrt, mußte natürlicher Weiſe mehr als ein Theaterheld intereſſiren. Die Zeitungsſchreiber gingen ſchon als Trompeter voraus: und nun tritt der unſchuldige Verbannte ſelbſt auf, und ſchildert uns ſeine ſchrecklichen Schickſale. Alles gerieth in Bewegung. Die armen Zofen und Lakeys hatten nicht Füße genug, um das merkwürdi-

ge Lebensjahr des Herrn v. Kotzebue zu hoh-len, und die Damen nicht Geduld genug, ihre Ankunft zu erwarten. Kurz, die ganze les-begierige Welt trug heißhungerig ihr Geld nach den Buchladen hin, und fand ſich in ih-rer Erwartung getäuſcht. Anſtatt einer wahren, in männlichem Style geſchriebenen Geſchichte, fand ſie einen mit dem Flittergolde einer thea-traliſchen Phantaſie ausgeſchmückten Roman, der noch über dies durch Unklugheit, Unbeſchei-denheit, und eine unedle Compromittirung der würdigſten Perſonen, mit denen er gleichſam durchwebt iſt, das Gemüth jedes ehrlichen Man-nes empörte; mit unter aber auch zu lachen gab.

Dies war bisher die allgemeine Stimme der-jenigen, die das Unglück traf, ihr theures Geld für eine ſchlechte Waare hinzugeben. Selbſt Leute, die den Herrn v. Kotzebue bisher in be-ſondere Affection genommen hatten, ſpre-chen nun ſeinen Nahmen nicht mehr mit der vo-rigen Adoration aus, und viele verglei-chen den Verfaſſer mit dem gottſeligen Trenk, der ebenfalls eine wahre Geſchichte verſprach, und dafür einen Roman lieferte; die reicher

Claſſe lächelte, und ſagte bloß: Der hat uns die Augen ausgewiſcht.

Folgende Bemerkungen mögen zum Beweiſe dienen, in wie weit dieß Mahl die Stimme des Publicums auch Stimme der Wahrheit ſey. Sie wurden von mir während des Durchleſens niedergeſchrieben, und dann berichtigt; nur war ich nicht ſo unbeſcheiden, die Berichtigungen und die unberichtigten Stellen (wie es Herr v. Kotzebue that) dem Publicum pêle-mêle zu verkaufen.

Schon das Titelblatt wäre ein kleiner Beweis, daß uns Hr. v. Kotzebue einen Roman liefern wollte. Er weiß, daß ein Roman ohne Kupfer nicht gefällt, und ließ ſich daher in einer Scene, die wieder ganz theatraliſch, in einer rührenden Attitüde, und dabey (was für Siberien etwas auffallend iſt) recht ſchön friſirt, auf das Titelblatt hinſtechen. Wir finden aber auf dieſem Kupfer auch den Hofrath und den Curier, die ihn beyde nach Siberien begleiteten, und

Hr. v. Kotzebue verſichert uns am Schluſſe ſeines Werkes, daß ſie der vortreffliche Künſtler bloß nach der Beſchreibung im Buch zum Reden getroffen habe; in ſeiner eigenen Figur fände man aber nur einige Aehnlichkeit. Das iſt doch ein beſonderer Künſtler, der nach einer Beſchreibung beſſer trifft, als nach dem Original. Hr. v. K— wollte dieſem Künſtler ein Compliment machen, und ſagte eine Sottiſe; aber wir werden auch in der Folge ſehen, daß unſer Autor mit ſeinen Complimenten oft ſehr unglücklich iſt.

Durch das Motto will uns der Autor zu verſtehen geben, daß er ſich mit dem, durch Mangel an Prudenciale ins Exil geſchickten Ovidius in gleicher Lage befinde. — Dawider iſt nun nichts einzuwenden; nur läßt ſich vermuthen, daß ſeine Thränen beym Anblick der ſchönen Summe, die ihm ſeine Buchhändler-Speculation eintrug, nun wohl werden vertrocknet ſeyn.

Ueber die Zueignungsſchrift laſſen wir die Erinnerung oder Ahndung denjenigen über, deren ehrwürdige Nahmen er an ihre Spitze

ſetzte. Wenn dieſe ihm für die öffentliche Compromittirung als Brüder und Schweſtern verbunden ſind, ſo hat das leſende Publicum hier keine Stimme: wohl aber geht der Vorbericht uns näher an.

Hier erzählt uns Herr v. Kotzebue, daß der Grund ſeines Unglücks in einer argwöhniſchen Laune des Augenblicks (der Augenblick hat keine Launen) zu ſuchen ſey: wir übergehen dieſen launigen Einfall, ſonſt müßten wir einwenden, daß die Gnaden, die er in der Folge erhielt, wohl auch das Werk einer gutmüthigen Laune des Augenblicks ſeyn konnten — aber die Stelle: daß die Tugend, ſein Unrecht einzuſehen, auf dem Throne noch ſeltner als im gemeinen Leben zu finden ſey, ſchrieb Hr. v. K— ſicher ohne Kopf nieder.

Wenn er dem verſtorbenen Kaiſer doch ein Compliment machen wollte, ſo hätt' ers nicht auf Koſten der übrigen Monarchen thun ſollen. Sind dem Autor denn nicht die Thronen bekannt, wo man ſo ein Unrecht gar nicht begeht; wo man ſich keine ſolche Gewaltthätig-

keit erlaubt, und wo man Leute, die durch ihre früheren Schriften wirklich zu einigem Mißtrauen berechtigten, nicht bloß mit aller Schonung behandelt; ſondern ſogar mit lebenslänglicher Penſion begnadigt? Kein Unrecht thun, iſt doch eine weit größere Regententugend, als ſein Unrecht erkennen. — Da ſehen wir abermahl, wie unglücklich Hr. v. K— im Complimentmachen iſt. Das Lob, das er am Ende ſeines Vorberichtes dem jetzigen Beherrſcher der Ruſſen ertheilt, wird jeder biedere Leſer in ſeinem Herzen mit Freuden unterſchrieben haben.

Nun fängt der Roman an. Um das Heimweh ſeiner Frau zu ſtillen, entſchloß ſich Herr v. Kotzebue, auf einige Monathe mit ihr nach Rußland zu reiſen. Es traten aber bald wichtige Bedenklichkeiten ein, die ſeinem Herzen von dieſem Schritte abriethen; ob nicht auch geheime Gewiſſensbiſſe darunter waren, erzählt er uns nicht. Ein Mann von feſtem Cha-

rakter würde hier conſequent gehandelt haben; er hätte Gründe und Gegengründe bey ſich ſelbſt abgewogen, und dann als Mann ſeinen Entſchluß gefaßt; ſo aber traute er bloß dem Verſtande ſeiner Frau, die über ſeine gegründeten Bedenklichkeiten nur lächelte; er nahm alles, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, auf die leichte Achſel, und lief ſeinem Unglück entgegen.

Hier ſehen wir alſo den Helden des Romans unter dem Pantoffel ſeiner Frau; oder (um mich auch ein Mahl in der Theaterſprache auszudrücken) wir erblicken in Herrn v. Kotzebue den ſchwachen Antonius, und in ſeiner Chriſtel, die ihn beherrſchende Kleopatra, die er uns in ſeiner Octavia mit Meiſterhand gezeichnet hatte.

Ich muß geſtehen, daß die Benennung Chriſtel, ſo oft ich in dieſem Roman auf ſie ſtieß, meinem Ohr immer ſehr wehe that. Sie erinnerte mich an die barbariſchen Namen Stoph'l und Grethl, die ich öfters auf meiner Reiſe durch Bayern und Oeſterreich aus dem Munde der Bauern hörte; aber von einem ſo

feinen und gebildeten Sachſen hätte ich wenigſtens das Diminutiv Chriſtinchen erwartet; oder wollte uns Hr. v. K— durch ſein Chriſtel vielleicht nur erinnern, daß er einige Zeit an der Direction des Wiener-Theaters Theil hatte? Wir wollen dem Verfaſſer nun weiter folgen, aber aus dem ungeheuern Walde von Ungereimtheiten nur die gröbſten Stämme aushauen; ſonſt könnten aus unſern Bemerkungen leicht zwey eben ſo dicke Bände werden, als das merkwürdigſte Lebensjahr des Hrn. v. K—, das er uns auf 12 Bogen hätte liefern können. Wie dem Verfaſſer durch den Vorſteher des Zollamtes in Polangen der Arreſt angekündigt wurde, wie die Chriſtel ſich dabey geberdete, und wie ſie ſich ſebſt die bitterſten Vorwürfe machte, in Ohnmacht fiel, und wieder zu ſich kam, das wird dem geneigten Leſer ohnehin noch im friſchen Gedächtniſſe ſeyn. Wir verzeihen dem Autor gern die romantiſchen Farben, mit denen er dieſe Scene ausmahlte; aber verzeihen können wir es ihm nicht, daß er bey dieſer Gelegenheit einen würdigen Beamten öffentlich compromittirte.

Sellin, der Vorſteher des Zollamtes, hatte Ordre, die Koffer und Schriften des Hrn. v. K— zu unterſuchen; dieſer ſagt nun S. 23, daß dieſem Staatsdiener die Erfüllung ſeiner Pflicht ſauer ankam; allein Hr. v. K— ſcheint die Miene des Verdachtes von der Miene der ſauern Pflichterfüllung nicht unterſcheiden zu können. Wär dieſem Beamten die Erfüllung ſeiner Pflicht ſo ſauer angekommen, und hätte er, wie der Autor an mehrern Orten zu verſtehen gibt, über den vormaligen Freund den Beamten vergeſſen, ſo würde er ja bey Unterſuchung des leeren Kaſtens nicht ſo ſtreng vorgegangen ſeyn. „Iſt hier vielleicht ein verborgenes Fach für Papier?“ fragte Sellin. Hr. v. K— erwiederte es mit nein, und mit der Antwort hätte ſich ein Beamter, dem die Erfüllung ſeiner Pflicht ohnehin ſo ſauer ward, gewiß begnügt; aber Sellin traute dieſem Nein nicht, und ließ ſichs nicht ſauer werden, den Kaſten genauer zu unterſuchen — und ſieh da! das geheime Fach fand ſich — aber leer.

Der Verfaſſer thut ſich auf den letzten Um-

ſtand ſehr viel zu gute, und glaubt ſeine Unſchuld nun ganz gerechtfertigt; aber er muß uns verzeihen, wenn wir ihm offenherzig geſtehen, daß dieſes geheime Fach, ſelbſt leer, ihn noch immer ein wenig verdächtig mache.

Hätte Hr. v. K— dieſen Kaſten gekauft, ſo könnte wohl aller Verdacht wegfallen, weil man lange Zeit im Beſitze eines gekauften Kaſtens ſeyn kann, ohne zu wiſſen, daß er verborgene Fächer habe; aber der Autor geſteht uns ſelbſt ein, daß er ihn in Wien habe machen laſſen. Was man machen läßt, gibt man ſelbſt an: unſer Autor muß alſo dies geheime Fach befohlen haben, oder die Tiſchler in Wien müſſen gewohnt ſeyn, wenigſtens für reiſende Theaterdichter, in dem Kaſten ſo ein verborgenes Fach anzubringen; aber auch in dieſem Falle würde der Meiſter es dem Hrn. v. K— entdeckt haben, ſonſt konnte er ja keinen Gebrauch davon machen. Es bleibt alſo mehr als Vermuthung, daß er um dies geheime Fach wußte, und daß er, weil er ſich in der Miene des Beamten Sellin verrechnet hatte, mit ſeinem bloßen Nein wegzukommen ſuchte. Es

möchte wohl auch etwas mehr als Wahrſcheinlichkeit ſeyn, daß die papiernen Eingeweide, die dies Fach enthielt, aus Vorſicht, ſammt den Büchern, die ſich vor der unſinnigen Cenſur des Hrn. Tumansky in Riga fürchteten, in Memel zurück blieben. Dadurch wollen wir aber nicht ſagen, daß dieſe Schriften eben verdächtigen Inhaltes geweſen ſind; ſondern wir wollten nur beweiſen, daß unſer Autor um das geheime Fach wußte.

Allein Hr. v. K— begnügt ſich nicht, den guten Sellin als einen Mann aufzuführen, dem die Erfüllung ſeiner Pflicht ſauer ward, er macht es nun ſo gar öffentlich bekannt, daß bey dieſer geheimen Unterſuchung der Schauſpieler Weihrauch ein Augenzeuge war, da doch nach der geheimen Ordre, die ſchon auf der Auſſenſeite mit den Worten, pro secretu, bezeichnet iſt, bey der Ausführung des Befehls kein fremder Zeuge zugegen ſeyn darf. Welcher Verantwortung kann der Autor den * braven

* Dieſer Beamte ward in der Folge wirklich abgeſetzt. 2 Band, S. 300.

Beamten durch ſeine tolle Publicität nicht ausſetzen? Der ſo grundgelehrte Hr. v. K— ſoll es doch wiſſen, daß mit dem Regenten der Staat nicht abſterbe, und daß Verletzung der Dienſtpflicht früh oder ſpät ihren Lohn finde.

Wir wollen unſern Autor ruhig nach Mietau reiſen laſſen, und uns indeſſen mit ſeinen Papieren unterhalten, die einen ganzen Bogen ausfüllen, und die er uns (vielleicht weil ſie den Glanz ſeiner Unſchuld in ſich faſſen) im Memorial an den Kaiſer Paul zum zweyten Mahl verkauft.

Unter dieſen Papieren finden wir ein ſehr ſchmeichelhaftes Zeugniß der Ober-Hof-Theatradirection in Wien; dies wird aber wohl ſchwerlich von dem ſämmtlichen Theaterperſonale unterzeichnet ſeyn; ſonſt wäre der Beyſatz ſchmeichelhaft am unrechten Orte.

Ferners einen von dieſer Direction auf vier Monathe beſchränkten Urlaub. Der Autor geſteht es ſelbſt in der Folge, daß er ſich dieſen

Urlab nur pro forma geben ließ, um dadurch leichter den Rückweg aus Rußland zu erreichen. Dieſer Urlaub war alſo nur ein Nothnagel. —

Ein ähnlicher Nothnagel hätte bey eintretendem Falle vielleicht auch das Zeugniß über ſein untadelhaftes Betragen ſeyn ſollen, das Hr. v. K— von dem Chef der Polizeyſtelle in Wien bey ſeiner Abreiſe verlangte. In welchem zweydeutigen Lichte könnte hier Hr. v. K— nicht vor Leuten erſcheinen, die ſeinen moraliſchen Charakter nicht näher kennen? Wo iſt die Tugend, die ein Zeugniß ihrer Tugend fordert? Was hätte die Polizeyſtelle in Wien nicht zu thun, wenn ſie jedem Fremden, der ſich einige Zeit dort aufhält, über ſein Betragen ein Zeugniß geben ſollte? Ueberdies iſt ja Hr. v. K— ein kaiſerlicher Beamter, und da er noch überdies die Erlaubniß hat, ſeine Penſion im Auslande nach Belieben verzehren zu dürfen, ſo iſt das ſchon für ſich ein gültiges Zeugniß ſeines guten bürgerlichen Betragens. Die Antwort des Polizeyminiſters in Wien war alſo ſehr paſſend: man verſprach ihm Gerechtigkeit zu leiſten, wenn je über ſein Be=

tragen in politiſcher Hinſicht ein Zweifel entſtehen ſollte —— und ließ dadurch den Hrn. v. Kotzebue das Lächerliche ſeines Geſuches auf feine Art fühlen.

Um noch mehrere Blätter unnütz anzufüllen, regalirt er uns mit einem Gedicht auf den Freyheitsbaum der Schweizer, das in ganz Deutſchland bekannt iſt, und mit einem kleinen Bruchſtück aus einem Gedicht auf den Geburtstag ſeiner Frau. Aus dieſen wenigen Zeilen ſollte man faſt ſchließen, daß Hr. v. K— Dichter ſey; denn er war Prophet.

Endlich kommt unter dieſen Schriften auch ein großes dickes Buch in Folio vor, und dies Buch war durch fünf Jahre der Bewahrer aller ſeiner Geheimniſſe. Warum erſt ſeit 5 Jahren? könnte ein Spötter fragen. Das war ja gerade der Zeitpunct, wo Hr. v. K— den Ruf nach Wien erhielt. Wir übergehen die Folgerungen, die ſich durch böſe Leute aus dieſer Frage ziehen ließen — Wie der Autor ſagt, braucht man dieſes Buch nur durchzublättern, um ihn eben ſo gut, und vielleicht beſſer kennen zu lernen, als er ſich ſelbſt kennt. Vielleicht kommt ihm

einmahl die Luſt, dies dicke Buch im Druck heraus zu geben, und da ſey der Himmel abermahls unſerm Beutel gnädig!

Da ſich Hr. v. Kotzebue ſo viele Seitenſprünge erlaubt, ſo geſtatte man mir nur einen. Sein eigenes dickes Buch in Folio gab mir dazu Anlaß. Es iſt unter den Proteſtanten etwas Gewöhnliches, über alle Handlungen, die ſie den Tag durch begehen, eine Art von Protocoll zu führen, das ſie Tagebuch nennen. Ich machte vor mehrern Jahren mit einem Hamburger eine Reiſe nach Italien, und wenn ich Abends im Gaſthofe eintraf, fand ich ihn gemeiniglich mit ſeinem Tagebuche beſchäftiget, in das er, wie er mich verſicherte, ſehr gewiſſenhaft auch ſeine kleinſten Handlungen aufzeichnete. Eines Tags kam ich nach Haus, und fand das Zimmer verriegelt. Ich pochte vergebens, als ſich endlich die Thür öffnete, und eine von den mitleidigen Schweſtern in ſehr zerſtörtem Anzuge aus dem Zimmer heraus ſchlüpfte. Ich fragte meinen Hamburger lächelnd, ob er auch dieſes Intermezzo in ſeinem Tagebuche angemerkt habe. Behüte Gott! antwortete er mir,

man könnte ja ſo etwas nach meinem Tode darin finden. Wir können es nicht hindern, wenn Spötter hier Applicationen machen wollen.

Unſer Autor, der durch ſein ganzes Werk jeden in nachtheiliges Licht zu ſetzen ſucht, der nicht mit ſeinen philantropiniſchen Grundſätzen harmonirte, verſchont auch den Hauptmann nicht, der ihn bis Mietau begleiten mußte. Er ſagt von ihm S. 29, daß er zu dem Auftrag, den er in Rückſicht ſeiner ausführen mußte, gar nicht geſchaffen war; daß er immer in einem entfernten Zimmer ſchlief, und daß es ihm ein Leichtes geweſen wäre, die Flucht zu ergreifen. Heißt das nicht abermahls einen ehrlichen Mann öffentlich compromittiren? Und doch war es gerade dieſer Hauptmann, der ſehr philantropiniſch mit Hrn. v. K— verfuhr. Er hatte zu hohe Begriffe von ſeiner Seelengröße, als daß er ihn einer Deſertirung

fähig glauben ſollte, und bewachte ihn daher nicht mit der gewöhnlichen Strenge.

In Mietau kommt unſer Autor zum Gouverneur, faßt aber gleich beym Eintritt in das Vorzimmer keine guten Begriffe von ihm. Er fand hier Gemählde, die ihm abſichtlich gewählt zu ſeyn ſchienen, aber vielleicht auch ſchon durch Jahrhunderte dort hingen. Ein Wolf, der ein Reh zerriß; ein Geyer, der ſeine Klauen in einen Haſen ſchlug; ein Fuchs, der ſich in einem ſo genannten Berliner-Schwanenhals gefangen hatte. Jeden Mann von ganz reinem Gewiſſen hätten dieſe Gegenſtände gar nicht intereſſirt; aber bey Hrn. v. K— wards auf ein Mahl düſter in ſeiner Seele. Vielleicht ſah er ſich in ſeiner Einbildung für das Reh an, vielleicht für den Haſen, oder auch wohl gar für den Fuchs, der ſich in einem Berliner-Schwanenhals gefangen hatte. Die Leſer werden ſich noch an die Bedenklichkeiten erinnern, die durch die Antwort des ruſſiſchen Geſandten in Berlin in unſerm Autor erregt wurden.

Beym Eintritt zum Gouverneur machte ihm

dieſer über ſeine Schriften ein Compliment, ſetzte aber hinzu, daß ſie hier und da etwas ſpitzig geſchrieben wären. Dieſer Stich hätte wenig auf unſern Autor gewirkt; aber bald darauf erklärte ihm der Gouverneur, daß er ſeine Pflicht auf das ſtrengſte erfüllen müſſe, und da dürfen wir uns freylich nicht wundern, daß wir den Namen des Hrn. Gouverneurs v. Drieſen nicht unter der Zahl der Menſchenfreunde finden, die an der Spitze ſeiner Dedication ſtehen, und die ihm die Brüder- und Schweſterhand reichten. Männer, die ihre Pflicht gegen ihn ſtreng erfüllten, ſtehen bey Hrn. v. Kotzebue in keinen Gnaden.

Daher ermangelte er auch nicht, dem Gouverneur S. 54 Worte in den Mund zu legen, die der Regierung der großen Katharina wenig Ehre machen. Bey uns, ſoll der Gouverneur geſagt haben, iſt es nun nicht mehr wie vorhin: die Gerechtigkeit wird nun ſtreng gehandhabt. Das ſoll und muß ſie unter jeder weiſen Regierung: aber Hr. v. K—, der vom Theater her nur die verſchöner-

te Natur kennt, denkt ſich die Gerechtigkeit als eine feine Nymphe, die den Verbrecher freundlich anlächelt, und durch die Finger ſchaut.

S. 55 führt uns der Autor eine Perſonnage auf, die durch den ganzen erſten Theil ſeines Romans eine große Rolle ſpielt. Es iſt der Hofrath Schtſchekatichin, der von der Regierung den Auftrag hatte, ihn nach Siberien zu begleiten. Die Schilderung, die uns Hr. v. K— von dieſem in öffentlichem Charakter ſtehenden Manne macht, iſt gräßlich. Er hatte ein Faunsgeſicht: ſein ſteifer Anſtand verrieth ſchon, daß er unter dem Militär gedient hatte; er war ganz Ignorant; die Litteratur war ihm fremd; er kannte weder die Namen Cicero, noch Voltäre, noch Kant. — Sey es!! dafür war er nun ſo glücklich, den Nahmen und die Perſon des großen Kotzebue kennen zu lernen. Ob übrigens dieſer Hofrath das Ungeheuer war, das unſer Autor gern aus ihm machen möchte, wird ſich in der Folge dieſer Bemerkungen zeigen.

Nun folgt die Abſchiedsſcene von Weib und Kindern, an der gewiß jeder gefühlvolle Leſer

Theil genommen hätte, wäre ſie mit kühnen und doch warmen Zügen hingemahlt worden; ſo aber fiel der Autor wieder in ſein theatraliſches Pathos, beſchreibt uns recht kleinlich, was ſeine Chriſtl alles trieb, wie ſie von Trennung hörte; wie ſchön ſie in ihren Schmerzen, wie rührend ſie in ihren Thränen war; wie ſie bald — mit heißen Thränen an ſeinem Halſe hing, bald ohnmächtig auf dem Bette lag; kein Auge konnte trocken bleiben, nur der abſcheuliche Hofrath weinte nicht mit — vielleicht glaubte der Hofrath bloß eine Theaterſcene zu ſehen. Damit wieder einige Blätter gewonnen werden, müſſen wir auch noch die Schilderung des Senats-Curiers verdauen, der ihm außer dem Hofrath zur Begleitung mitgegeben wurde. Hier zeigte Hr. v. Kotzebue wieder ſein Talent im Zeichnen der Charaktere; denn wir ſehen ſogar, wie dieſer Curier die Suppe verſchluckt, und das Fleiſch in den Rachen hinab warf, und die Knochen wie ein Bullenbeißer zuſammenfraß. Für den Leſer hat das alles freylich wenig Intereſſe, aber der Beutel des Hrn. v. K— befand ſich gut dabey.

Bisher glaubte Hr. v. K— noch immer, daß die Reiſe nach Petersburg ging, wo er Freunde hatte: bis Riga hin unterhielt er ſich alſo mit Troſtgedanken, die er uns bald in Monologen und bald in Tiraden vorlegt, und uns zugleich mit einer uns bisher noch unbekannten Eigenſchaft ſeines Herzens bekannt macht. Er erzählt uns ganz naiv, daß ſein Herz nie an Geld hing, und gab uns den Beweis davon an dem dickleibigen, merkwürdigen Jahre ſeines Lebens, das er bloß aus Abſcheu vor dem Geld von 12 Bogen auf 50 ausdehnte, und ſich um theures Sündgeld bezahlen ließ.

Außerhalb Riga machte er die ſchreckliche Entdeckung, daß er ſich auf einer ihm ganz fremden Straße befand, und als ſie auf der nächſten Station eintrafen, erzählte ihm der Curier, daß die Reiſe nach Sibirien gehe. Der Curier zeigte ihm ſogar den Poſtpaß vor, was er nach ſeiner Pflicht nicht thun, oder Hr. v. K— wenigſtens nicht wieder hätte erzählen ſollen. Er läßt aber (was noch unverzeihlicher iſt) den Hofrath durch den Curier einen ſchlechten Menſchen nennen, freylich in der Ver-

muthung, daſs ſein gelehrtes Werk dieſem Ignoranten nie in die Hände kommen würde; aber wer bürgt unſerm Autor dafür, daſs dieſer Hofrath nicht doch Notiz davon bekomme, und den Curier dieſe Beleidigung entgelten laſſe? Wir wünſchen nicht, daſs Hr. v. K— eine zweyte Reiſe nach Siberien mache; aber gewiſs würde ſich jedermann hüthen, ihm pflichtwidrig einen Liebesdienſt zu erweiſen, weil jeder fürchten müſste, öffentlich von ihm compromittirt zu werden.

Daſs unſer Autor ſchon bloſs durch den Namen Siberien ein krampfartiges Zittern bekam, wollen wir gern glauben. Seine lebhafte Imagination verband mit dieſem Namen natürlicher Weiſe auch das Aufſchlitzen der Naſenlöcher, den Zobelfang, die Knute und andere ſiberiſche Attributen: wir verzeihen es ihm daher auch, daſs ſich der Gedanke zur Flucht feſt in ihm anſetzte.

Die Liebe zur Freyheit hat uns die Natur ins Herz geſchrieben. Dem gröſsten Verbrecher, der in Feſſeln liegt, iſt es nicht zu verargen, wenn er dieſer Feſſeln los zu werden ſucht, um

ſo weniger dem Hrn. v. K—, der unverhört, und wie es in der Folge die Gnaden des ruſſiſchen Kaiſers bezeugen, unſchuldig nach Siberien geſchickt wurde.

Wie er ſeine Flucht veranſtaltet, und was ihm bis zum Zeitpuncte, wo er dem Hofrathe wieder in die Hände fiel, für Abenteuer begegneten, erzählt er uns nur auf vier gedruckten Bogen, erlaubte ſich aber (wie es Sitte der Romanſchreiber iſt) manche poetiſche Freyheit, und läßt es, um die Leſer zu amüſiren, auch nicht an comiſchen Einfällen mangeln. Darunter gehört die Antwort, die er der Schildwache gab: daß er nähmlich dieſe Nacht ein hübſches Judenmädchen beſucht habe. Es iſt faſt unbegreiflich, wie dem ſo moraliſchen Herrn v. Kotzebue dieſe ſchnurrige Ausrede einfallen konnte.

Auch ein Donnerwetter kommt darin vor. Wir erblicken den Hrn. v. K—, wie er jeden Tropfen, der von den Tannen abfällt, begierig mit dem Maule auffängt, wie er anfänglich ſehr ungeſchickt darin iſt, es aber endlich im Fangen ſo weit bringt, daß ihm kein Tro-

pfen mehr entgeht. Weil Geiſtergeſchichten beliebt ſind, flicht er auch Geiſtererſcheinungen mit ein. Bald ſah er einen Heuſchlag für einen Kerl an; bald ſah er einen Jäger, der mit einer Flinte nach ihm zielte. — Sein Hirn litt gewaltig — er war krank — ſehr krank — bloß der Gedanke an ſeine gute Frau erhielt ihn. So oft die Lebenslampe auslöſchen wollte, ſtammelte er den Nahmen Chriſtl leiſe zwiſchen den Lippen, und die Lampe ward wieder angefacht.

Wie fein weiß Hr. v. Kotzebue nicht die Saiten des weiblichen Herzens zu treffen! Wenn alle Männer meine Schrift perſifliren, dachte er bey ſich, ſo müſſen doch die Weiber einen Autor in Schutz nehmen, der nur immer ſein geliebtes Weib im Munde führt, und auf dem die halbe Welt liegt, wenn er nur neun Tage von ſeiner Chriſtl entfernt iſt.

Allein ſo ſehr auch der Nahme ſeiner Frau ein Talisman für ſeine Seele war, ſo konnte er doch auf den Körper nicht wirken; denn dieſer forderte mit Ungeſtüm Nahrung. Unſer Autor befand ſich in einer ſchrecklichen Lage,

und es entſtand der Gedanke von Selbſtmord in ihm. Er geſteht es uns ſelbſt, daß er ſich, wenn er anſtatt der kleinen Schere ſeinen Dolch bey ſich gehabt hätte, die Bruſt würde durchbohrt haben.

Ganz Ernſt muß es aber dem Hrn. v. Kotzebue mit ſeiner Reiſe in die andere Welt doch nicht geweſen ſeyn; denn auch die kleine Schere konnte ihm den Weg dahin öffnen, oder ſein Herz müßte nur tiefer liegen, als bey den übrigen Menſchen. Daß er dieſe kleine Schere für ein taugliches Inſtrument zum Selbſtmord halten mußte, zeigt ſich S. 178, wo er faſt ſinnlos nach dieſer Schere greifen, und ſich die Bruſt durchbohren wollte. Aus dieſem allen erhellt ſo ziemlich, daß unſer Autor doch noch lieber nach Siberien als in die andere Welt reiste; denn er konnte doch nicht wiſſen, ob nicht auch Pluto argwöhniſche Launen des Augenblickes haben könne.

Mit der Flucht ging es ſo ziemlich glücklich, als ein Mann, den Hr. v. K— Proſtenius nennt, der aber doch nicht ſo heißen ſoll, den ganzen Plan vereitelte. Dieſer machte dem Baron v. Beyer begreiflich, daß er ſich compromittiren würde, wenn er unſerm Autor, der ſich auf ſein Schloß geflüchtet hatte, in Geheim fort hälfe. Dieſer Proſtenius war ein Freund des Beyeriſchen Hauſes, und als dieſer konnte er wohl nicht anders ſprechen. Hr. v. K— hat zu viel Verſtand, um nicht einzuſehen, welcher Verantwortung ſich der Beſitzer des Schloſſes ausſetzte, wenn er ihm die Hand zur weitern Flucht gebothen hätte. Die Kammermädchen wußten von ſeiner nächtlichen Ankunft; Hr. v. K— ſetzt freylich großes Vertrauen in das ſchöne Geſchlecht; aber man weiß doch, wie geſchwätzig dies Geſchlecht iſt. — Ueberdies hatte der Hofrath bereits in eigener Perſon ſeinen Flüchtling im Schloſſe aufgeſucht. Hr. v. Beyer konnte ſich alſo nicht mehr mit Ignorirung des Factums entſchuldigen, und endlich iſt es ja Pflicht jedes treuen Unterthanes, Ehrfurcht gegen die Verfügungen

der Regierung zu tragen. Ob unſer Autor ſchuldlos oder ſtrafbar ſey, darüber geziemte dem Schloßherrn keine Unterſuchung. Hr. v. K— erſcheint einmahl als Flüchtling, der aus den Händen der Gerechtigkeit eſchappirt war, und da man ihn vom Hrn. v. Beyer zurück forderte, ſo mußte er ausgeliefert werden.

Wir ſehen den Hrn. v. K— nun wieder in den Händen des Hofraths, und nun erwartete gewiß jeder Leſer, daß dieſes beſchriebene Ungeheuer mehr als tartariſch mit unſerm armen Autor verfahren würde. Ich ſelbſt ſah ihn ſchon an Händen und Füßen gefeſſelt, auf einen elenden Karren geworfen, von zwey unmenſchlichen Koſaken bewacht, hinter dem Wagen des Hofrathes herrollen, ſah ihn bey der Nacht in elende Kellerlöcher verſchloſſen, bey Waſſer und Brot in harmvoller Stellung ſitzen, ſein Daſeyn verwünſchen, und nach ſeiner Chriſtl ſeufzen. — Ich weiß, daß Hr. v. K— in einer guten Laune des Augenblicks ſelbſt eingeſtehen wird, daß der Hofrath zu dieſem ſtrengen Verfahren allerdings berechtigt war. Unſer Autor hatte ſeine Nachſicht

mißbraucht, entzog ſich nächtlicher Weile ſeiner Aufſicht, und ſetzte ihn einer Verantwortung aus; die dem armen Hofrath in einem Augenblick von mürriſcher Laune leicht den Kopf hätte koſten können. —

Und doch finden wir gerade das Gegentheil. Das wilde Ungeheuer verfuhr mit dem als Flüchtling ſtrafbaren Hrn. v. Kotzebüe — menſchlich. Er nahm ihm bloß ſein Geld ab; und auch bey dieſer Unterſuchung ging er nicht ſtreng zu Werk, ſonſt würde er wohl auch das Säckchen mit den hundert Rubeln gefunden haben, die Hrn. v. K— von einer gutmüthigen weiblichen Seele in Geheim zugeſteckt wurden, und die er deßwegen auf bloßem Leibe trug. Er ſprach ihm auch ſogar Troſt zu, und ſchilderte ihm Siberien, wie ungefähr ein galanter Abbé einer reichen Matrone die Hölle ſchildert; erzählte ihm von einem Mädchen, das er nach Siberien begleitete, und dann begnadigt wieder zurück führen mußte, und Hr. v. K— geſteht es S. 181 ſelbſt, daß dieſer Barbar und Ignorant den wahren Balſam für ſein leidendes Herz getroffen habe.

Bisher ſprach unſer Autor immer von ſeinem vollkommen reinen Gewiſſen, aber auf der weitern Fortreiſe nach Siberien ſtieg auf ein Mahl der Zweifel in ihm auf, ob nicht etwa das Schauſpiel: Graf Benjowsky, die Urquelle ſeines Unglücks ſeyn könne; denn ſchon die große Katharina ließ unter der Hand bey ihm anfragen, warum er dieſes Schauſpiel geſchrieben habe? Dieſer Zweifel erſchütterte ſeine Nerven ſo gewaltig, daß er ſich ſchon in Kamtſchatka glaubte; aber auch über dieſe Todesangſt beruhigte ihn das Ungeheuer von Hofrath: er ſchwor ihm, daß er nicht weiter als Tobolsk gebracht würde, und er ſchwor als ehrlicher Mann; denn wenn ihn der Gouverneur von Tobolsk einige Meilen tiefer ins Land ſchickte, ſo war vielleicht Hr. v. K— ſelbſt daran Schuld. Warum konnte er die Sucht zu glänzen ſelbſt in Siberien nicht ablegen?

Bey ſeiner Fahrt durch Moskau fand er die ganze ſchöne Welt auf der Promenade beyſammen; aber keine Seele warf einen

Blick auf den armen Autor, der vielleicht noch dieſen Abend im Theater durch eines ſeiner Stücke ſie amüſirte ——. Aber warum rief unſer Autor nicht zum Wagen hinaus: Ich bin der Präſident Kotzebue, der euch ſchon ſo oft amüſirte! Man führt mich nach Siberien — rettet mich! Ohne Zweifel hätten ihn wenigſtens die Weiber in ihren Schutz genommen, ihn den Händen des tyranniſchen Hofraths entriſſen, ihn vielleicht gar im Triumph nach dem Schauſpielhaus geführt, und ihm dort die Dichterkrone aufgeſetzt — und ſo wäre Hr. v. K— wenigſtens gekrönt nach Siberien gekommen.

Die Furcht, nach Kamtſchatka geführt zu werden, untergrub ſeine Geſundheit, und er verzweifelte an ſeiner Beſſerung. Er wollte ein Teſtament machen; das erlaubte man ihm nicht; doch die Bitte, an ſeine Frau zu ſchreiben, ward ihm bewilligt. Der Hofrath verſprach das Briefchen aufzugeben, verbrannte es aber in der Küche, und nun geſteht uns Hr. v. K— S. 205, daß er dieſen Mann, den er vorher nur verachtete, nun haſſe.

Wenn unſer Autor dies im Anfall ſeiner Krankheit niedergeſchrieben hätte, ſo wäre es ihm zu verzeihen; da er nun aber, wie ſein ganzes Werk (einige theatraliſche deliria ausgenommen) uns beweiſet, bey vollkommenen Verſtande iſt, ſo hätte er doch, als geweſener Präſident eines bürgerlichen Senats, einſehen ſollen, daß der Hofrath abermahls nur nach Pflicht und Vorſchrift handelte. Den Troſt, an ſeine Frau zu ſchreiben, durfte er ihm wohl gönnen, aber abſchicken durfte er das Briefchen nicht; denn in ſeinen Augen war Hr. v. K— ein Mahl ein Staatsverbrecher, und dieſen iſt jede Correſpondenz unterſagt, wenn nicht eine beſondere Erlaubniß dazu vorhanden iſt: So iſt es wenigſtens bey uns, ſo wird es in Wien, und vermuthlich auch in Weimar ſeyn — und wenn der verfeinerte Sachſe gegen vermeinte Staatsverbrecher mit dieſer Strenge verfährt, ſo muß ſie unſer Autor dem weniger verfeinerten Ruſſen um ſo eher verzeihen.

Wars die warme Witterung, oder ſeine vollkommene Reſignation, (unſer Autor weiß es

eigentlich ſelbſt nicht, was Schuld daran war) aber es beſſerte ſich mit ihm. Seine Kräfte nahmen zu, und mit ihm fanden ſich auch wieder Troſtgründe ein. Zu dieſen machte ihm die alte und neuere Geſchichte das Magazin auf. Er dachte bald an den Napper Tandy und bald an die Deportirten in Cayenne— und dieſe Troſtgründe gaben ihm ſelbſt ſeine gute Laune wieder zurück. Er erzählt uns von einer Waſſergefahr, der er ſich (obwohl von Natur aus waſſerſcheu) muthig preis gab, und von einem brennenden Walde, über deſſen lodernde Bäume er herzhaft wegfuhr, und bemerkt dabey mit vieler Laune, daß er, wie Prinz Tamino in der Zauberflöte, durch Feuer und Waſſer gehen mußte, um in die ſiberiſchen Myſterien eingeweiht zu werden.

Ueber ſo ein luſtiges Gleichniß kann man dem Autor wieder manche langweilige Seite verzeihen. Er war nun mehrere Städte paſſirt, weil er aber nach ſeinen eigenen Worten, nie aufgelegt war, Beobachtungen zu

machen, ſo kann er uns auch nichts davon ſagen: vielleicht ein Glück für uns Leſer; ſonſt hätte aus dieſen Beobachtungen leicht ein dritter Band entſtehen können.

Nach vielen andern gehäſſigen Ausfällen auf den Hofrath, und eingeſtreuten Epiſoden, die zwar nicht zu ſeiner Geſchichte, wohl aber zu dem Plan gehörten, ſein Werk ſo dickleibig als möglich zu machen, finden wir ihn endlich an den Gränzen von Siberien. Aber ehe er dieſe betritt, macht er ſeinem verſtorbenen Wohlthäter, dem Kaiſer Paul abermahl ein ſchlechtes Compliment. Er fand Kinder in Menge, aber nur ſolche, die unter Katharinens Regierung erzeugt wurden. Wir könnten hier manche Bemerkung machen; aber es iſt klüger, ſie den Leſern zu überlaſſen — vielleicht ſteigt bey manchem der Zweifel auf, ob der Kaiſer unſern Hrn. v. K— (den großen Freund des ſchönen Geſchlechtes)

nicht in der Abſicht nach Siberien ſchickte, um der Bevölkerung wieder aufzuhelfen.

Wir ſehen ihn endlich in Tiumen, der erſten Gränzſtadt von Siberien, und hier erzählt er uns die Geſchichte, die ihm den Stoff zum Titelkupfer gab. Sie iſt abermahls recht theatermäßig bearbeitet, wie überhaupt Hr. v. K— alle Gegenſtände mehr wie Theaterdichter, als Philoſoph anzuſehen pflegt. Er läßt es auch nicht an Exclamationen fehlen. So werd' auch ich vielleicht einſt wahnſinnig herum irren, heißt es S. 263, ſo muß auch ich ſchon jetzt ausrufen: wo biſt du, meine geliebte Chriſtel! wo ſind meine Kinder! ſeyd ihr in Reval, Riga oder Petersburg! Warum nannte er nicht noch andere zwanzig Städte? So hätte das Werk doch wieder um zehn Zeilen mehr gegeben.

Die erſte Unterredung, die Hr. v. K— mit dem Gouverneur in Tobolsk hatte, iſt den Leſern bekannt. Ich habe nichts dagegen zu erinnern, als daß unſer Autor ſie hätte im Herzen behalten ſollen; aber ſeine litterariſche Ei-

telkeit wollte ein öffentliches Opfer. Die ganze Welt ſoll es wiſſen, daß der Nahmen Kotzebue ſchon in Siberien bekannt war, ehe die Einwohner noch das Glück hatten, die Perſon zu ſehen.

S. 281 ſtreut er ſeiner Eitelkeit abermahls ſelbſt Weihrauch. Ein Verwieſener machte ihm das Compliment, daß ſeine Ankunft in der Stadt mehr Senſation gemacht habe, als wenn der Kaiſer ſechs Generale en Chef hierher geſchickt hätte — und auch dies Compliment verkaufte er uns wieder.

Schon in der erſten Nacht hatte Hr. v. K— einen Traum und auch keinen Traum; denn er wachte und träumte zugleich. Es war ihm, als wäre er in einem Schiffe; er hörte das Rauſchen der Wellen, und ſogar das Schreyen der Matroſen, und war ſich doch ſeiner vollkommen bewußt. Er überläßt, wie er ſagt, die Erklärung dieſer Erſcheinung ſeinen Freunden Hufeland und Gall. Vermuthlich iſt dieſer Gall der berühmte Kopfmeſſer in Wien, und da Hr. v. Kotzebue, nach dem Beyſpiel mehrerer Genies, wahrſcheinlich einſt ſeinen Kopf in die Galliſche Schedelſammlung

vermachen wird, ſo können wir doch einſt erfahren, ob Hr. v. K— in ſeinem Hirnſchedel nicht eine beſondere Kapſel hatte, die ihm das Vermögen gab, wachend zu träumen?

Ueber das Memorial an den Kaiſer läßt ſich nichts erinnern. Es iſt alles darin angeführt, was die Unſchuld des Hrn. v. K— in das hellſte Licht ſetzen konnte; nur hätte er uns die Schriften auf die er ſich darin bezieht, nicht zwey Mahl verkaufen ſollen.

Wenn wir die Beſchreibung, die der Hofrath unſerm Autor von Siberien machte, mit der Lebensart zuſammen halten, die dieſer in Tobolsk führte, ſo finden wir, daß der Hofrath als wahrhafter Mann ſprach. Hr. v. K— hatte die Tafel beym Gouverneur, ſein Zimmer wimmelte von Beſuchenden, er durfte in der Stadt frey herum gehen, bekam Bücher, und ſogar franzöſiſche Bücher zu leſen, und genoß alſo alle Vorzüge eines Mannes, der kein Staatsgefangener iſt. Der Gouverneur erlaubte ihm ſogar, ſich einen Bedienten aufzunehmen. Es war, nach den eigenen Worten unſers Autors, ein ſchlechter Kerl, der ein Complot

machte, ſeinen Officier umzubringen, und das Schiff den Türken zuzuführen. Sein Handwerk war betriegen. Das ſagte ihm der Gouverneur ſelbſt, und doch nahm ihn unſer Autor mit Freuden in ſeine Dienſte auf, und bath ſogar um die Erlaubniß, dies ſchlechte Meuble mit nach Kurgan nehmen zu dürfen. Hr. v. K— wird ſich vermuthlich damit entſchuldigen, daß dieſer Menſch franzöſiſch ſprach, und daß er jemanden brauchte, dem er ſich anvertrauen konnte.

Der Mißbrauch, den Hr. v. K— von der Güte des Gouverneurs machte, ſein Umgang mit einem jungen Menſchen, der in Petersburg am übelſten angeſchrieben war, ſeine zu häufigen Beſuche, und überhaupt die Senſation, die er durch ſeine Gegenwart in Tobolsk erregte, und vielleicht wohl auch zu erregen ſuchte, bewogen den Gouverneur endlich, ihm die Flügel etwas zu ſtutzen. — Den Arzt ausgenommen, durfte er nun von niemanden Beſuch annehmen, und auch kein fremdes Haus betreten. Es wurde ihm auch vom Gouverneur angekündigt, daß er ihn nicht länger in Tobolsk

dulden könne, und daß er nach zwey Tagen nach Kurgan abreiſen müſſe. Dieſer edle Mann machte ihm ſogar das Geſtändniß, daß längere Nachſicht ihn unglücklich machen, und Zufall, oder eine geheime Angabe ihn um Ehre, Amt und Freyheit bringen könnte. — Auch dies Geſtändniß, nur im Vertrauen gethan, poſaunte Hr. v. K— durch ganz Europa aus. Herr von Kotzebue, wo blieb das Prudenciale?

Bis zu ſeiner Abreiſe erzählt er uns nun Verſchiedenes. Er beſchreibt uns das Theater. Das Weib ſeines liederlichen Bedienten ſpielte dort die edlen Mütter. — (Vermuthlich auch die Eulalia?) Die ganze Geſellſchaft beſtand aus Verwieſenen, und er nennt uns mehrere ſeiner Meiſterſtücke, die von dieſer Banditengeſellſchaft mit dem größten Beyfall dort aufgeführt wurden. Die Sonnenjungfern wurden eben einſtudirt, und weil die Geſellſchaft die großen Koſten nicht beſtreiten konnte, ſo wurde unter den Honoratioren der Stadt eine Collecte darauf veranſtaltet. Schade, daß Hr. v. K— vor der Production nach ſeinem Verweiſungsorte abreiſen mußte, ſonſt hätte er

vielleicht die Schauſpielerinnen zu ihren Rollen abrichten können. Daß er meiſterlich mit dem Dreſſiren der Actricen umzuſpringen wiſſe, werden wir bey ſeinem zweyten Plan zur Flucht ſehen.

Dann erzählt er uns (anſtatt wichtiger Bemerkungen, die der Leſer vielleicht über Siberien von ihm erwartete) eine luſtige Wagenanecdote. Wie er ſagt, bath ihn der Gouverneur, ein Luſtſpiel daraus zu machen. Der Titel konnte dann nicht anders als der Leibwagen des Herrn v. Kotzebue in Siberien heißen, und das hätte ein ſchönes Gegenſtück zum Leibkutſcher Peters des Dritten abgeben können.

Ferner erzählte er uns (was er hätte verſchweigen ſollen) von der Verſchwiegenheit der dortigen Kaufleute, durch deren Hülfe er über 10 Briefe an ſeine Frau allein fort practicirte; dann von ſeinem verſchmitzten Bedienten, durch den er mit ſeinen Freunden Briefe wechſelte. Dieſe ſchrieb er mit Tuſch in ſeinem Thränenbade aufgelöst. Abermahls eine Aehnlichkeit mit Trenk: nur ſchrieb dieſer in ſeinem

Gefängniſſe mit Blut. Wenn Hr. v. Kotzebue ſein ganzes merkwürdigſte Jahr mit Thränen geſchrieben hat, ſo müſſen ſie, wie das Waſſer aus einem Röhrbrunnen gefloſſen ſeyn. Weil aber alle dieſe Merkwürdigkeiten zur Ausfüllung dieſes Bandes nicht hinreichten, ſo ſchrieb er uns noch den halben Seneca ab, und verkauft uns auch dieſen für ſeine Geſchichte.

Wie viele Blößen gäb es nicht noch zu rügen, wenn wir nicht fürchten müßten, eben ſo weitläufig zu werden, wie Hr. v. K—? Z. B. vom Hofrath, der nur deßwegen ſo lang in Tobolsk verweilte, weil ihm das Geld zur Rückreiſe mangelte; da doch jeder Beamte, der einen Staatsgefangenen zu transportiren hat, ſeine gehörigen Geldanweiſungen haben muß. — Noch unwahrſcheinlicher wird dieſer Geldmangel, da, nach den eigenen Worten unſers Autors, dieſer Hofrath durch die ganze Reiſe aus dem Kotzebu'iſchen Beutel lebte —— dann vom Gouverneur, der ihm das Journal de Francfort

nachſchickte, und der dabey, wie der Autor ſagt, nicht wenig wagte. Braucht dies das Publicum zu wiſſen? — — Vom Curier, den er mit 50 Rubeln beſtach, um ein Paket Briefe nach Petersburg zu bringen. — — Es zeigt ſich an mehreren Stellen, daß Hr. v. K— auf das Beſtechen vieles halte. — — Doch beſſer, wir decken dieſe Blößen mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zu, und beſuchen unſern Autor in ſeinem neuen Verweiſungsorte in Kurgan.

Auch hier finden wir unſern Staatsgefangenen in einer mehr als erträglichen Lage. Wir ſehen ihm beym Präſidenten des Nieder-Landgerichtes ankommen, wo er ſich einen Stuhl nahm, und ſich ſetzte, um dem Präſidenten zu zeigen, auf welchen Fuß er behandelt ſeyn wollte. Hier erſcheint Hr. v. K— abermahls als ſchlechter Juſtitiarius. Kann ein Gefangener oder Verurtheilter ſelbſt beſtimmen, wie er behandelt ſeyn will? Der Präſident warf einen befremdenden Blick auf ihn, da er ihm aber vom Gouverneur gut empfohlen ward, ſo blieb es bey dieſem Blick.

Von Merkwürdigkeiten, die dem Autor auf

dieſer Reiſe aufſtießen, erfährt der Leſer wenig oder nichts; nur beſchreibt er uns eine Blume, die ihm noch nie zu Geſichte kam, und von der nach der Hand kein Botaniker etwas wiſſen wollte. Vielleicht hatte er, als er dieſe Blume zu ſehen glaubte, wieder wachend geträumt.

Anſtatt intereſſanter Merkwürdigkeiten liefert er uns eine Beſchreibung von den Honoratioren des Städtchens, und ich muß geſtehen, daß der Kotzebu'iſche Pinſel dießmahl ſehr grob ausfiel; aber ganz natürlich, es waren Leute, die ihn nicht mit franzöſiſchen Büchern verſahen, und mit ſeinem Theatergenie harmonirten. Darauf folgt ein intereſſanter Preiszettel aller dortigen Lebensmittel; und dadurch wollte Hr. v. K— wenigſtens für jene Leſer ſorgen, die auf Eſſen und Trinken etwas halten. Dann erzählt er uns ſeine tägliche Lebensart, und daß er öfters mit ſich allein grande patience ſpielte — ach! warum ſpielte er es nicht immer nur mit ſich allein, ſondern auch mit den Leſern ſeines merkwürdigſten Jahres? Seine Lieblingsunterhaltung, die Jagd, füllt auch mehrere

Seiten an, und nur iſt das Einzige merkwürdig dabey, daß Hr. v. K— in Ermanglung eines Jagdhundes ſebſt den Pudel machte, und die geſchoſſenen Schnepfen aus dem Waſſer hohlte.

Bey all dieſen Unterhaltungen ſpann ſich doch in ſeinem Kopf wieder der Gedanke zur Flucht an, den er aber erſt ausführen wollte, wenn ſeine Frau bey ihm war. Die Rolle, die ſeine Chriſtl dabey zu ſpielen hatte, war die Rolle einer wahren Comödiantinn, und das beſtätigt meinen Satz, daß Hr. v. K— ſich vortrefflich auf das Abrichten der Actricen verſtehe.

Pour la bonne bouche beſchreibt er uns einen Schmaus, zu dem er geladen war, durch mehrere Seiten, und läßt ſich auch dieſen Schmaus von uns bezahlen, und ſchließt endlich den erſten Band mit den Worten: ich hatte mich verrechnet — Gerade mit den Worten, in die jeder Leſer ausbrach, der in ſeinem merkwürdigſten Lebensjahre mehr ſuchte als er fand.

Im zweyten Theile verfährt Hr. v. Kotzebue mit ſeinen Leſern, wie ungefähr gewiſſenloſe Metzger, die auf 2 Pfund Fleiſch 3 Pf. Beine zuwägen, um nur das verlangte Gewicht von 5 Pf. heraus zu bringen. Er ſchien es ſich einmahl in den Kopf geſetzt zu haben, daß ſein zweyter Band ſo dickleibig werden ſoll, wie der erſte, und weil ihm, trotz aller Kunſt, nichtsbedeutende Dinge in einen Schwall von ſchönen Worten einzuhüllen, der Faden doch ausging, ſo gab er uns die vier Bogen lange Beſchreibung des Michailowſchen Palaſtes, und da auch dieſe das Gewicht nicht voll machte, endlich eine abermahls fünf Bogen lange, und bis zum Ekel langweilige Widerlegung der Mémoires sécrets sur la Russie als Zuwage mit — — Und doch ſollen wir ihms noch immer aufs Wort glauben: ſein Herz hänge nicht am Geld.

Nein! ſo hat noch kein Autor das leſende Publicum be—dient! ſelbſt Voltaire nicht, deſſen Herz doch ſchrecklich am Gelde hing. Was hat eine Beſchreibung des Michaelowſchen Palaſtes, was eine Kritik über ein ganz fremdes Werk mit der Exiliums-Geſchichte des Hrn. v. K— zu thun? Die Erſtere hatte er auf Befehl des verſtorbenen Kaiſers verfertigen müſſen, und weil dieſer zu früh ſtarb, ſo läßt er ſich nun das Honorarium vom Publicum bezahlen, und ſetzt Deutſchland, Frankreich und England in Contribution. Mit ſeiner Kritik über die Mémoires wollte er ſich wahrſcheinlich (wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt) irgendwo ein Bildl einlegen — aber auch dieß hätte nicht auf Koſten ſeiner Leſer geſchehen ſollen.

Doch weg mit Vorwürfen! Sehen wir lieber, ob wir nicht wieder auf Ungereimtheiten und Lächerlichkeiten ſtoßen, die uns das Zwerchfell erſchüttern. Finden wir ſie, ſo ſind wir doch einiger Maßen für die Langweile entſchädigt, die uns auch die Lectüre des zweyten Bandes verurſacht hatte.

Schon das Titelkupfer iſt ſehr komiſch. Andere Autoren begnügen ſich, wenn ihr Kopf (es ſey nun im antiken oder modernen Geſchmack) an der Spitze ihres Werkes ein Mahl erſcheint; aber die Eitelkeit unſers Autors wollte ſich zwey Mahl in Kupfer geſtochen ſehen: ein Mahl in eleganter Friſur, und nun im Schlafrock mit einer Mückenkappe auf dem Kopf, und einer Tobakspfeife im Maul. Damit wir aber nicht zweifeln dürfen, daß es der Hr. v. Kotzebue iſt, der hier auf dem Holzſtoße ſitzt, ſo mußte der Zeichner alle Augen der tartariſchen Männer, Weiber und Kinder auf ihn hin richten. Sie ſtehen alle ſo andächtig und in Entzücken verloren da, wie die Indianer vor ihrem Lama.

Mit ſeinem zweyten Bande beginnt ſeine Erlöſungsgeſchichte. Jeder empfindſame Leſer wird Theil daran genommen haben. Es iſt immer eine wohlthätige Empfindung für die Menſchheit, einen Unſchuldigen befreyt zu ſehen. Aber unſer Autor ſtörte wieder ſelbſt dieſe wohlthätige Empfindung, indem er uns ſeinen Bedienten franzöſiſch redend einführte, und ſeine Worte

doch wieder ins Deutſche überſetzte. Auf was für Leſer rechnete denn Hr. v. K—? So machte er es auch mit dem Briefe des Gouverneurs, den er uns, um nur die Blätter anzufüllen, in beyden Sprachen verkauft. Sogar ruſſiſche Brocken müſſen wir in zweyerley Geſtalt verdauen; aber vielleicht wollte uns der Autor dadurch nur zeigen, daß er es in der ruſſiſchen Sprache bis zum Schreiben gebracht habe; da er doch bey ſeiner Ankunft in Siberien dieſelbe kaum verſtand.

Bey der Nachricht von ſeiner Befreyung that er wie ein Kind, und geſteht uns ſelbſt, daß ſeine Empfindungen ſchwelgten; aber mitten in dieſer Schwelgerey behielt ſein Witz noch Gegenwart genug, um über eine religiöſe Function zu ſpötteln. — Es war eine Prozeſſion, der er vor ſeiner Abreiſe auf dringende Bitte des Hofrathes de Grawi beywohnen mußte. Die Proteſtanten ſind immer voll Witz, wenn es auf einen Tadel der Katholiken ankommt: daher erzählt er uns auch mit einer kleinen Faunenmiene: wie ſich der benachbarte Dorfheilige und der Stadtheilige

einander becomplimentirten, wie ein bärtiger Pope denſelben anräucherte, wie alles ſang und Kreuze ſchlug, wie ſie endlich links um machten, und der fremde Heilige in das Haus ſeines Gaſtfreundes einzog. — So handelte der große Bonaparte nicht, als er in Aegypten war. Er verehrte die religiöſen Gebräuche der Einwohner, und ging ſelbſt in ihre Moſcheen, ohne zu ſpötteln — aber freylich iſt Bonaparte kein Theatergenie.

Bey ſeiner Abreiſe von Kurgan ward er geherzt und gedrückt. Der eine brachte ihm Punſch, der andere Victualien, der dritte Gurken, und ſein Kibitken ward ſo voll gepackt, daß nicht alles Raum darauf hatte: deßwegen ruft er auch aus: das Angedenken an eure herzliche und anſpruchloſe Gaſtfreundſchaft trage ich bis zum Grabe dankbar in meiner Bruſt! Ey, ey! Herr v. Kotzebue, wie geſchwind vergaßen ſie dieſelbe, weil ſie über eine ihrer frommen Religionsübungen ſpötteln konnten!

Nun kommen die Merkwürdigkeiten, die

ihm bis Tobolsk aufſtießen. Es waren Wieſen, die er noch nie ſo üppig geſehen hatte. Jedermann durfte ſie mähen, und doch waren ſie größten Theils ungemäht, weil es nicht Mägen genug gab, die das Gras verzehrt hätten, (eine wichtige Entdeckung für Naturkündige). Dann ſah er einen blödſinnigen Jüngling, der auf allen Virren ging, und den Kopf perpendiculär aufrecht trug. (Vielleicht war es ein Diſcipel aus Rouſſeau's Schule). Dieſem folgt eine Beſchreibung einiger tartariſchen Dörfer, die ihm den Stoff zu dem comiſchen Titelblatt gaben.

Hier kömmt noch überdies eine Eroberung vor, die unſer Autor an einem tartariſchen jungen Weibe machte; und die er (weil er ſie in ſeinen Spiegel ſehen ließ) ſo ſehr für ſich einnahm, daß ſie ſich vor ihn hinhockte, und ihn mit Eyern bediente. Bey dieſer Gelegenheit beſchreibt uns der Autor den Haß, den die Tartaren gegen die Ruſſen tragen, und ſagt uns, daß letztere durch ihr barbariſches Betragen ſelbſt daran Schuld wären. Hier wollte unſer Herr v. Kotzebue,

als großer Statiſtiker der ruſſiſchen Regierung ſicher einen Wink geben.

In Tobolsk fand er den Curier, der ihn nach Petersburg begleiten ſollte, und da war ſeine erſte Frage um ſeine Chriſtl — aber der Curier wußte ihm keine Nachricht von ihr zu geben. Gern wäre er an der Stelle abgereiſet, allein es verging mehr als ein Tag, bis wegen der unbedeutenden 300 Rubel, die ihm als Reiſekoſten ausbezahlt wurden, alles geſchrieben, unterſchrieben, und geſetzmäßig berichtigt war. Auch dieſen Wink wird die ruſſiſche Regierung nicht unbenutzt laſſen.

Nun wird abgereiſt. Sein Bedienter nimmt traurig Abſchied von ihm, hat ihn aber vorher beſtohlen; oder nur vielmehr die Habſchaften ſeines Herrn mit ihm getheilt; denn unſer Autor fand in ſeinem Wagen von allem nur die Hälfte. — — Aber um Vergebung! hätten nicht auch wir Leſer das Recht, die Hälfte unſers Geldes zurück zu fordern?

Mit dem Curier, der ihn begleiten ſollte, war unſer Hr. v. K— abermahls nicht zufrieden; denn er ſagt, daß man ſchon wie-

der nicht den rechten Mann gewählt hätte. Er nennt ihn einen unerzogenen, tölpiſchen Jungen, ſo bequem und faul, wie ein Schooßhund. Ein anderer Staatsgefangener hätte freylich gern den Teufel zu ſeinem Begleiter genommen, wenn er nur aus Siberien wäre befreyt worden; aber unſerm Hrn. v. Kotzebue iſt es ſehr ſchwer, alles nach ſeinem Kopf zu thun. Klüger hätte die Regierung freylich gehandelt, wenn ſie ihm von mehreren Curier die Porträts geſchickt hätte, damit er ſich nach ſeinem Genie einen davon auswählen konnte.

Wie es bey Romanen ſchon gewöhnlich iſt, kommt eine neue Waſſergefahr vor; aber er entging ihr doch wieder glücklich, und erreichte das jenſeitige Ufer. Die Flüſſe hatten, wie er ſich S. 46 ausdrückt, die Gefälligkeit, in ihre Ufer zurück zu treten, und ſchienen hülfreich einverſtanden, ihn ſchnell an ſein erſeufztes Ziel zu tragen. So poetiſch dieſer Gedanke iſt, ſo hat unſer Poet doch einen gewaltigen Bock geſchoſſen; denn in dieſem Falle hätte er ja auf

einem von dieſen Flüſſen, oder wie es ſcheint, wohl gar auf allen zugleich nach Petersburg fahren müſſen, ſonſt konnten ihn die Flüſſe ja nicht hintragen — ſeine Reiſe ging aber zu Land fort. Bloß aus Barmherzigkeit gegen die Leſer übergehen wir mehr andere ſeiner falſchen Bilder.

Nach einer Krankheit, die ſich aber durch eine Criſis der Natur wieder hob, ſetzte unſer Autor ſeine Reiſe weiter fort, und leerte beym Anblick des Tobolskiſchen Gränzpfahls die letzte Bouteille Burgunder aus. Sie war eigentlich für den glücklichen Tag beſtimmt, wo ſeine Chriſtl bey ihm in Siberien angekommen wäre. Die Function, wie nun dieſe Bouteille ausgeleert wurde, wird umſtändlich beſchrieben. Erſtens zog er ſie hervor, dann öffnete er ſie mit einem Korkzieher, den ihm ſeine gute Mutter am letzten Weihnachtsfeſte ſchenkte, trank dann jubelnd daraus in großen Zügen, und wie auch der Curier und

der Poſtillion mitgetrunken hatten, zerſchlug er die Flaſche (nach Renomiſten Art) am Gränzpfahl und fuhr ſingend davon. Ich möchte was daran wetten, daß unſer Herr v. Kotzebue in ſeiner Begeiſterung im Gränzpfahl den tyranniſchen Hofrath, oder den Herrn v. Drieſen zu erblicken glaubte.

In Kurgan ſtand Hr. v. K— wieder Lebensgefahr aus. Sein Wagen ſchlug um, die Pferde liefen fort, ſein Kopf ſchleifte auf den Steinen — noch funfzig Schritte, und ſeine Hirnſchale mußte zertrümmern; aber zum Glück war Markt. Die Bauern liefen herbey, und hielten die ſcheuen Pferde auf. Herr v. K— irret; es waren keine Bauern; es war der Schutzgeiſt der Galliſchen Schädelſammlung; denn welcher Verluſt wartete auf dieſe Sammlung, wenn der Schädel unſers Autors in Trümmer gegangen wäre.

Die Reiſe ging nun weiter durch Perm, und Kaſan. Im erſten Orte ſchlief er wieder auf dem Sofa, auf dem er ſich vor zwey Monathen, wie ein Verzweifelnder, herum

gewälzt hatte, in Kaſan aber drängten ſich Deutſche, Franzoſen und Ruſſen mit freundlicher Neugierde herbey, und wetteiferten, dem Erlösten ihr Wohlwollen zu bezeigen, und als er abfuhr, begleiteten ihn ein halb Dutzend Droſchken (unſere ſo genannten Würſte) bis an die Ufer der Wolga; ob ſie ſich nicht auch von ſeinem zerriſſenen Schlafrocke eine Reliquie zum Angedenken ausbaten, ſagt er uns nicht.

In Niſchny Nowogoröd ward ſein Triumph noch mehr verherrlicht. Die Frau Poſt-Directorinn erfuhr kaum, daß der Herr, der mit langem Bart und zerriſſenen Schlafrock unten in ſeinem Kibitken lag, der berühmte Herr v. Kotzebue ſey, ſo ließ ſie ihn ſchon durch ihren Bedienten zum Eſſen einladen. Er ſchlug Anfangs aus Beſchämung über Bart und Schlafrock die Einladung ab. (Hier eine kleine Nebenfrage!) Unſer Autor hatte vollkommene Freyheit über ſeine Barbiermeſſer, warum raſirte er ſich nicht? Oder ſollte hier ein kleiner Comödiantenkniff dahinter liegen? Ließ er ſich vielleicht

vorſetzlich den Bart wachſen, um mehr Mitleiden zu erregen, oder glaubte er, daß der Bart den Philoſophen mache? Doch wieder zur Sache. Er nahm endlich die Einladung an, als ſie dringend mit dem Beyſatz wiederhohlt ward, daß er allein auf einem Zimmer ſpeiſen könne, zu welcher Annahme aber, wie er ſelbſt geſteht, ſein hungriger Magen nicht wenig beytrug.

Er kommt in ein elegantes Zimmer, wo man einen Tiſch für eine Perſon ſervirte; aber bald darauf trat eine junge blühende Dame ein. Es war die Frau Poſt-Directorinn, die ſich mit dem Verlangen, ſeine Bekanntſchaft zu machen, entſchuldigte. So ein großer Freund des ſchönen Geſchlechtes (armer Chriſtl) unſer Autor auch nach ſeinen eigenen Worten iſt, ſo gerieth er doch in nicht geringe Verwirrung. Er ſtand ihr gegenüber, wie ein Cyniker der Aſpaſia, und ſchämte ſich, ſo oft ihm der Spiegel ſeinen langen Bart und ſeinen zerriſſenen Schlafrock zurück warf. Was ward aber erſt aus ihm, als ſich das Zimmer nach und nach mit Damen und

Herrn vom erſten Range füllte, die ſich, während er allein, wie ein König von Spanien ſpeiste, um ihn her drängten, und ihn links und rechts mit Lobſprüchen anräucherten. Endlich zogen ſie ſogar den neueſten Band ſeiner Schauſpiele hervor, und verglichen das geſtochene Porträt mit dem langbärtigen Original.

Wie mußte dies ſeine Eitelkeit nicht kitzeln! Doch geſteht ers ſelbſt, daß er des Genuſſes erſt recht froh ward, als er wieder in ſeinem Kibitken ſaß. Welche ſchmeichelhafte Erinnerung, rief er aus, noch an den Gränzen von Aſien Freunde meiner Muſe zu finden! Iſt unſer Herr von Kotzebue nicht eine wahre litterariſche Coquette?

Abermahls eine Lebensgefahr. Ein Poſtillion ſoll einen Anſchlag auf ſein Leben, oder vielleicht nur auf ſeinen Beutel gehabt haben. Das konnte er uns mit wenig Worten erzählen, dehnte es aber auf fünf Seiten aus, weil ſein Herz nicht am Geld hängt. Wir ſehen ihn nun in Moskau. Sein erſter Beſuch war bey einem Buchhändler. Das liegt in der Natur: der

fromme Katholik ſucht die Kirche auf, der Au-
tor den Buchladen; aber ſo freut ſich kaum
das eitle Mädchen, das nach zwey Monathen
wieder einen Spiegel ſieht, als ſich unſer Au-
tor ſchon bloß beym Anblick eines Buchhänd-
lers freute. Er bricht auch hier wieder in Ex-
clamationen aus. Nach einem kurzen Aufent-
halt ſetzte er ſeine Reiſe fort, und erreichte
endlich wohlbehalten die Barrieren der Reſidenz.

Daß unſer Autor bey ſeiner Ankunft in Pe-
tersburg gern bey ſeinem Freunde G r a u-
m a n n abgeſtiegen wäre, daß er aber dafür
in ein Stübchen geführt wurde, das zur g e-
h e i m e n E x p e d i t i o n gehörte, daß die
Bettſtelle ohne Betten dort von Ungeziefer
wimmelte, und er daher die erſte Nacht ohne
Schlaf zubrachte, daran wird ſich der Leſer
ohne das erinnern.

Dies alles harmonirte freylich nicht mit der
roſenfarbnen Idee, die er ſich von ſeinem Em-
pfang in Petersburg mochte gemacht haben.

Daß man ihm in Prozeſſion entgegen kommen, und die Damen ſich an ſein Kibitken ſpannen würden, um ihn im Triumph nach der Stadt zu ziehen, das konnte er ſich, troz der feurigſten Imagination, freylich nicht verſprechen; aber doch glaubte er ſich ſchon ſo frey, wie ein Vogel, der dem Käfig entflog, und daher mußte der Willkomm in Petersburg für ihn allerdings ſehr niederſchlagend ſeyn.

Aber mit dem folgenden Tag ging auch die Freudensſonne für ihn auf. Der Etatsrath Fuchs entdeckte ihm, daß ſeine Frau in Petersburg ſey, und noch am ſelben Tage lag ſie in ſeinen Armen. — —

Wehe dem Leſer, ruft unſer Autor emphatiſch auf, der dieſe Scene nicht fühlt! Das heißt freylich der Kritik mit einem Machtſpruch das Maul ſtopfen; da aber auch Machtſprüche zum Deſpotismus gehören, und Herr v. Kotzebue dieſem ſeit ſeiner Reiſe nach Siberien unmöglich hold ſeyn kann, ſo wird er mirs vergeben, wann ich ihms freymüthig geſtehe, daß ich bey dieſer Scene laut auflachte. Der Gegenſtand iſt an ſich allerdings

rührend, aber unſer Autor hat ihn wieder nach ſeinem gewöhnlichen Theaterſchnitt bearbeitet.

Wer ſoll nicht lachen, wenn man den großen Kotzebue in der Attitüde ſieht, wie er vor ſeiner Chriſtel kniet, den Kopf in ihren Schooß legt, und weint wie er nie geweint hat? Alſo noch ärger wie Kind? Thut dies der große Mann? Bleibt er nicht männlich im Schmerz wie in ſeiner Freude? Zum Unglück für Hrn. v. K— fiel mir eine alte Farce vom gottſeligen Bernardon ein, wo Prinz Leander, der einige Zeit von ſeiner geliebten Aurelia getrennt war, beym Wiederſehen eben ſo kindiſch that. Auch an die Octavia erinnerte mich dieſe Scene wieder; auch dort lag der ſchwache Antonius auf dem Schooße ſeiner geliebten Kleopatra, und ließ bey vielen Zuſchauern den Zweifel zurück: ob ihm die ägyptiſche Königinn nicht etwa L** ſuche? Wenn mich alſo ſeine ſo rührend ſeyn ſollende Scene des Wiederſehens ungerührt ließ, ſo iſt Hr. v. K— ſelbſt Schuld daran.

Nun folgen viele Aufſchlüſſe über den Cha-

racter des Hrn. Gouverneurs v. Drieſen, und noch mehr anderer Perſonen, die zwar nach ihrer Pflicht — aber nicht nach dem Kopfe des Hrn. v. K— handelten. Keiner kommt ohne blaue Flecke davon; hingegen hält unſer Autor eine Dank-Litaney an alle Freunde und Gutthäter, die ſeiner guten Chriſtl während ſeines kurzen Sommer-Sejours in Siberien hülfreiche Hand bothen. Die Formel, deren er ſich dabey bediente, iſt ungefähr die katholiſche Litaney, wo es heißt: Dank dir, o heiliger Krispin! Dank dir, o heiliger Prokop! und auch dir o heiliger Bongraz! u. ſ. w.

Schon am folgenden Tage fiel der erſte Strahl kaiſerlicher Gnade auf unſern Autor. Er erhielt das in Liefland gelegene Krongut Worrokull zum Geſchenke, das ihm jährlich 4000 Rubel einträgt. Welch ein Glück, nach Siberien geſchickt zu werden! würde mancher ausrufen, dem das

Geld mehr am Herzen liegt, als unſerm Hrn. von Kotzebue.

Gern hätt' er nun, um den Traum ſeiner Leiden zu vergeſſen, (oder vielmehr, weil er der Wetterfahne der Laune nicht traute) Rußland verlaſſen, und wäre nach Deutſchland zurück gekehrt; aber er wagte es nicht um die Erlaubniß anzuhalten; ſondern bath bloß um die Gnade, die Wohlthaten ſeines Monarchen auf dem Lande im Stillen genießen zu dürfen.

Eine neue Gnade war die Antwort auf dieſe Bitte. Der Kaiſer ernannte ihn zum Director der deutſchen Hoftruppe. Zwölf hundert Rubel aus dem Cabinett, 1800 aus der Theatercaſſe und freye Wohnung waren mit dieſer Stelle verbunden; aber für unſern Hrn. v. K— war dieſe neue Gnade ein Donnerſtreich. Seitdem ihm das böſe Theaterperſonal in Wien ſo viel Verdruß und Gall gemacht hatte, ſcheute er eine Theaterdirection mehr als Sibirien.

Das Bild, das er uns gleich darauf von einem Schauſpieler entwirft, iſt ſo ſchmeichel-

haft, daß ich hoffe, jeder Acteur und jede Actrice werde ſich dieſes Blatt (da das Uebrige ohnehin zu beſſerm Gebrauch zu verwenden iſt) aus dem Buche heraus ſchneiden, und anſtatt eines Spiegels im Zimmer anbringen. Unſer Autor ſchließt ſein mit Meiſterhand gezeichnetes Porträt aus Schakespear mit den Worten: Eitelkeit, dein Nahme iſt Schauſpieler! Lebte der gute Schakespear zu unſern Zeiten, vielleicht ſagte er: Eitelkeit dein Nahme iſt — Kotzebue!

Wie er ſelbſt erzählt, ſtudierte unſer Autor die feinſten Wendungen aus, um ſo wohl ſeinen Dank als ſeinen Widerwillen mit gleichen Farben zu ſchildern, aber es war alles vergebens: unſer Hr. v. K— mußte ſich wieder nolens volens mit dem abſcheulichen Theatergeſinde encanailliren.

Um dieſe Zeit erhielt er alle ihm an der Gränze weggenommenen Schriften zurück. Er erſchrak bey ihrem Anblick; denn es fand ſich wirklich eine Stelle darunter, die ihn, wenn ſie der Kaiſer zu Geſicht bekam, zum Zobelfänger in Kamtſchatka qualificiren konnte;

aber eine wohlthätige Hand hatte ſie ſo dick mit Tinte bekleiſtert, daß unſer Autor ſie kaum ſelbſt entziffern konnte. — Vielleicht war auch dieſe eine von den Bruderhänden, denen er in ſeiner Dedication ſo herzlich dankte.

Endlich kommen wir auf den Punct, nachdem wir ſchon lange gierig waren, auf die Urſache ſeiner Befreyung aus Siberien. Die Meinungen waren im Publicum verſchieden hierüber. Sehr viele behaupteten, er habe ſie bloß einem gütigen Fürſpruche der Madame Chevalier zu verdanken gehabt, und daß er ihre Gnade durch ein Lobgedicht gewann, das er in Siberien auf ſie verfertigt hatte.

Andere waren wieder der Meinung, der große Bonaparte habe durch den franzöſiſchen Geſandten beym Kaiſer für ihn vorſprechen laſſen. Sehr viele hielten es für das wahrſcheinlichſte, daß die Hoftheater-Direction in Wien ihren unentbehrlichen Theaterpoeten mit Nachdruck reclamirte, und mehrere wollten es ſogar mit Evidenz wiſſen, daß der im Reiche der Litteratur ſo berühmte Baron v. N—r in

dieſer Rückſicht mit Depeſchen nach Petersburg abgeſchickt wurde. — —

Alle dieſe Herrn und Damen verfehlten das Ziel. Der Erlöſer des Hrn. v. K— aus Siberien war ein kleines unbedeutendes Drama von ſeiner Feder: Der alte Leibkutſcher Peter des Dritten. So ſagt er uns, und wir müſſen es ihm glauben. Herr v. Kotzebue könnte alſo mit Recht behaupten: Daß ihn ein kaiſerlicher Leibkutſcher aus Siberien zurück geführt habe.

So groß die Wohlthaten waren, mit denen der Kaiſer ihn bisher überhäufte, ſo traute unſer Autor doch der Laune des Glückes nicht. Das Herz klopfte ihm, ſo oft er einen Staats-Curier oder Feldjäger ſah: ſo zittert der geprügelte Hund, ſo oft er eine Peitſche ſieht. Aber wie groß war nicht erſt ſeine Angſt, als er das erſte Mahl nach Gatſchina berufen ward? Er hatte ſich reichlich mit Geld verſe-

hen; denn er glaubte, es wäre auf ein neues Exilium angelegt; aber zum Glück betraf es nichts, als eine nochmählige Empfehlung einer ſehr ſtrengen Cenſur.

Das Herz blutet einem, wenn man in der Folge lieſt, wie grauſam unſer Herr v. Kotzebue mit ſeinen eigenen Kindern verfahren mußte. Unmenſchlich mußte er, wenn er nicht ſeine eigene Naſe dem *Aufſchlitzen* preis geben wollte, ſeinen armen Kindern bald Naſen und Ohren, und oft ſogar den Kopf weg ſchneiden. Seine vielgeliebte *Octavia*, ſein *Epigram*, ſeine *beyden Klingsberg*, ſein *Schreibepult*, ſein *Taubſtummer* ſahen den verſtümmelten Statuen in einem verödeten Garten ähnlich; und doch wollte er lieber in ſeinem eigenen Eingeweide wüthen, als Stücke von andern Autoren aufs Theater bringen. *O du unbarmherziger Vater!*

Dieſer Vorwurf ward ihm öffentlich gemacht; aber er entſchuldigte ſich mit der allgemeinen Bücherſperre, die nicht einmahl die Einfuhr der Bibel erlaubte. Aber unſer Autor hatte

ja Buchhändler zu Freunden, und dort konnte er ja wenigſtens die ältern Meiſterſtücke der deutſchen Schaubühne finden; es gibt ja in Petersburg auch Freunde der deutſchen Litteratur, und wir laſen doch in keiner Zeitung, daß man dort alle Privatbibliotheken confiscirt oder verbrannt hätte. Endlich konnte ja unſer Hr. v. K—, er, der täglich den Monarchen ſprach, und dem ſeine Freymüthigkeit ſo wohl gefiel, ſich ja vom Kaiſer die Erlaubniß erbitten, wenigſtens von Iffland und Ziegler die neueſten Stücke kommen zu laſſen. Beyde mußten dem Fürſten als unſchuldige, vom Jacobinismus entfernte Schriftſteller bekannt ſeyn; denn wenn Hr. v. Kotzebue einen weiblichen Jacobinerclub als Ehrenrettung ſchrieb, ſo hat uns Herr Ziegler in ſeiner Barbarey und Größe, und ſeinem Tyroler-Landſturm noch weit mehr ſeinen Abſcheu vor gefährlichen Verbrüderungen aufgedeckt. Könnte ein Spötter nicht abermahls ſagen: Herr v. K— wollte nur allein glänzen, und wenn er doch einmahl ein Stück von

Ziegler und Iffland gab, ſo wählte er ſicher nur unbedeutende Sterne, die den Glanz der eigenen Sonne nicht verdunkeln konnten.

Faſt ſollte man glauben, daß doch etwas an der Fürſprache der Madame Chevalier ſeyn könne; denn Hr. v. K— erzählt uns ſelbſt S. 153, daß ſie ſich ſehr artig gegen ihn betrug, und daß er der ſeltnen Gunſt genoß, Zutritt in ihrem Hauſe und an ihrer Tafel zu haben. Sie erzeigte ihm ſogar die Ehre, die Gurli in ſeinen Indianern in England zu ſpielen; die ein gewiſſer Marquis auf eine etwas unbarmherzige Art zu einer Opera verſchneiden mußte. So mußte ſich Hr. v. Kotzebue nicht nur ex officio ſelbſt verſchneiden, ſondern wurde auch noch von andern verſchnitten!

Wir kommen nun an die etwas ſeltſame Aufforderung zu einem Turnier an die Souveräns von Europa. Ob ihm die jetzige Regierung vielleicht nicht gedankt hät-

te, wenn er dieſen Punct gar nicht berührte, oder ſich doch nicht öffentlich für den Ueberſetzer des fehlerhaften Originals erklärte, das laſſen wir dahin geſtellt ſeyn; nur ein Einziges nimmt uns bey der ganzen Geſchichte Wunder, nähmlich: daß der Kaiſer in dieſer Aufforderung den Herrn v. Kotzebue nicht als ſeinen Schildknappen aufführte. Warum ſich der Kaiſer mit dieſer etwas paradoxen Ausforderung gerade an Hrn. v. K— und an keinen andern wandte, ließ ſich bey einer ſtrengen Analyſe unſchwer heraus bringen.

Die Ueberſetzung dieſer luſtigen Ausforderung trug ihm eine Doſe mit Brillanten beſetzt, und er war (was weit ſchätzbarer iſt) von dieſem Augenblick an in der Gnade des Kaiſers. Er trug ihm die Beſchreibung ſeines neuen Pallaſtes auf (die wir bezahlen mußten) und es verging faſt kein Tag, wo er ſich nicht mit ihm beſprach; denn unſer Autor lief nun den ganzen Tag mit der Schreibtafel in der Hand im Pallaſt herum, um die Merkwürdigkeiten alle aufzuzeichnen. Der Kaiſer hatte ſich von dieſer Beſchreibung etwas Außeror-

d e n t l i c h e s verſprochen; aber wenn er nun aus den ſeligern Gefilden auf dieſen Erdball nieder blickt, wie wird er ſich über dieſe Beſchreibung nicht wundern! Hätte ſeine Kaiſermacht dort nicht aufgehört, ich wette, er ſchickte unſern Herrn v. Kotzebue noch ein Mahl nach Siberien.

Nach der Beſchreibung des Michailowſchen Pallaſtes, die unſer Autor k u r z nennt, die wir aber l a n g und langweilig finden, kommt er auf den erfolgten Tod des Kaiſers. — Hier zeigt er zum erſten Mahl etwas Prudentiale; denn er berührt nicht einen einzigen Nebenumſtand; aber aus ſehr natürlichen Urſachen: denn er hat dort noch immer ein Krongut im Beſitz. Darauf folgen mehrere kleine Geſchichtchen von Gefangenen, die der neue Kaiſer aus Siberien befreyte. Sie ſind nicht übel geſchrieben, haben aber nur wieder den kleinen Fehler, daß ſie nicht zur Sache gehören und wie die Figuranten bey einem ſchlecht an-

gelegten Ballet bloß zur Ausfüllung des Theaters dienen.

Endlich kommen wir auf eine durch viele Seiten ausgedehnte Biographie der Madame Chevalier, die ſo artig gegen ihn war, ihn an ihre Tafel zog, und ſogar ſeine Gurli ſpielte. Das Bild, das er uns von ihr entwirft, iſt noch gräßlicher als das Porträt des tyranniſchen Hofrathes: aber noch weit übler kommt ihr Mann weg; doch glaube man ja nicht, daß Hr. v. K— die Farben zu dieſen häßlichen Gemählden aus einem undankbaren, neidiſchen oder grollſüchtigen Herzen nahm! Er geſteht uns S. 287 ſelbſt, daß er perſönlich nicht die geringſte Urſache habe, ſich über Monſieur und Madame Chevalier zu beſchweren, und daß er bloß die allgemeine Indignation nieder ſchrieb: wir könnten ihn alſo mit Recht die Stadt-Trompete von Petersburg nennen.

Der Tod des Kaiſers eröffnete ihm die frohe Ausſicht, in ſein Vaterland zurück kehren zu dürfen. Er bath um ſeinen Abſchied, erhielt aber die ſchmeichelhafte Antwort: daß ihn der neue Kaiſer in ſeinen Dienſten zu behalten wünſche. Dieß kitzelte ſeine Eitelkeit; er ſchlug eine Veränderung des deutſchen Theaters vor, und erhielt den Auftrag, einen Plan dazu zu entwerfen. Der ward gemacht: Herr v. K— forderte 60000 Rubel jährlich. Es iſt mehr als billig, daß ihm die Galle, die ihm das verwünſchte Theatervolk gemacht hätte, wenigſtens durch blanke Rubel erſetzt würde; aber der Kaiſer fragte den Oberhofmarſchall: was denn das deutſche Theater dem Hofe bisher gekoſtet habe, und die Antwort war: nichts. Der Monarch ſtutzte, und aus den 60000 Rubeln ward ebenfalls nichts. Unſer Hr. v. K— nahm oder bekam alſo ſeinen Abſchied mit einem lebenslänglichen Gnadengeld. Schon wieder höre ich den Ausruf: o welch ein Glück, nach Siberien geſchickt zu werden!

Er reiſt mit ſeiner Familie von Petersburg

ab. Sein Empfang bey den Freunden, bey denen er unter Weges abſtieg, ihre Umarmungen, ſein Herzklopfen, das er jedes Mahl dabey bekam, das alles möchte wohl den Hrn. v. Kotzebue intereſſiren; aber für ſeine Leſer hat es nicht das geringſte Intereſſe. Ein einziger Umſtand darin iſt für uns anziehend. Ein Brief, den ſeine unglückliche Frau an die Herzoginn v. Weimar geſchrieben hatte, ward vom Poſt-Director dem Kaiſer zugeſandt. Dieſer las ihn, befahl aber den Brief an der Stelle verſiegelt an die Addreſſe ablaufen zu laſſen. Hr. v. K— hält es nun für gewiß, daß dieſer Brief auf das empfängliche Herz des Monarchen gewirkt habe, und daß er außer dem Leibkutſcher Peters des Dritten auch ſeiner lieben Chriſtl ſeine Erlöſung zu verdanken habe.

Er kommt an die ruſſiſche Gränze, der Schlagbaum fliegt auf; ſie rollen hinaus; der preußiſche Adler winkte ihnen, und bey ſeinem Anblick brach er in Thränen aus, die er, von ſeiner Frau umarmt, ſanft verweinte. —

(Ey Thränen und kein Ende!!) denn er glaubte ſich ſchon in ſeinem Vaterlande.

In Königsberg fand er einen Liebling des verſtorbenen Kaiſers, der ihm offenherzig entdeckte, daß unſer Hr. v. Kotzebue dem Kaiſer bloß als Schriftſteller verdächtig war — und unſer Autor hat doch nie eine anſtößige Zeile geſchrieben. Kaiſer Paul wird noch in der andern Welt für dieſen Verdacht büßen.

Am Schluſſe ſeines dickleibigen Werkes wünſcht er der Aſche ſeines Verfolgers und Wohlthäters ſanfte Ruhe. Dieſe wünſchen wir zwar ſeiner Feder nicht; wohl aber vereinigen ſich alle Wünſche, daß er uns nie wieder mit einem ähnlichen merkwürdigen Jahre ſeines Lebens be—dienen möge.

Digitized by Google